

Das ist mir wichtig

D. K.: Ich sag dir, wieso ich Mathematik gemacht habe. Mein Vater ist ja Holocaust-Überlebender gewesen, ich habe das gemacht, damit ich nicht durchdrehe. Etwas zu machen, was mit dem überhaupt nichts zu tun hat und wo es nur falsch oder richtig gibt.

A. G.: Mir ist es wichtig, die Bildungsarbeit zu machen, vielleicht fange ich doch damit noch einmal an, weil ich glaube, dass Bildung ein sehr relevanter Faktor dafür ist, Gesellschaft zu verändern und ich möchte gerne, dass sich die Gesellschaft verändert, aktuell mehr denn je. Weil ich das Gefühl habe, dass die Entwicklung nie besonders gut war, aber in meinen Augen immer mehr rückwärts gerichtet ist. Weg von Weltoffenheit und Fortschritt, in meinen Augen, weg von der solidarischen Gesellschaft.

H. L.: Wenn man Kinder, Jugendliche und Familien erreichen will, muss man etwas Echtes tun, mit echten Menschen.

Und dann war ich hier, die Jüdin zum Anfassen. (lacht)

S. G.: Dann nahmen sie mich mit zum kommunistischen Jugendverband, und gucke einer da, da waren Menschen, die waren fünf und zehn Jahre älter als ich und die interessierten sich für mich. Die wollten wissen, wer ich bin, was ich so machte. Und weil die sich für mich interessierten, als ich dann gefragt wurde, ob ich zur Versammlung hingehere, habe ich ja gesagt und wurde an dem gleichen Abend Mitglied des kommunistischen Jugendverbandes. Im August 1944 war das.

K. G.: Ich habe mein ganzes Leben auf den Kampf gegen die Nazis konzentriert. Weil ich wusste, welche Gefahr die darstellen.

M. M.: Es gibt die WIZO, das ist israelzentriert, und es gibt den Jüdischen Frauenbund, aus aller Welt, der eigentlich politischer ist, eigentlich. Der Jüdische Frauenbund hat schon, außer in Deutschland, auch schon ein bisschen was Feministisches mal gehabt. Früher in Deutschland natürlich auch, vor dem Krieg. Aber nach dem Krieg wenig.

R. R.: dann wurde der Arbeitskreis jüdischer Sozialdemokraten gegründet, als Brückenfunktion zwischen der Jüdischen Gemeinschaft und der SPD, und ich engagiere mich auf Berliner Ebene.

M. M.: Meine Mutter hat sich sehr engagiert in der Jüdischen Gemeinde, da gab es viel zu tun. U. a. wurde die Jüdische Frauengruppe neu gegründet, die sich um die jüdischen Flüchtlinge aus der DDR 1953 gekümmert hat. Da gab es mal einen Schwung Familien, die nach Westberlin kamen. Da wusste man, wir haben wieder etwas zu tun.

O. B.-A.: Es gibt viele Flüchtlinge überall, es gibt Flüchtlinge in Nahost, es gibt seit dem Krieg in Syrien noch mehr Flüchtlinge, es gibt seit dem Entstehen von Israel heutzutage immer noch Millionen von Flüchtlingen. Im Libanon, in Syrien, Jordanien und anderen Ecken der Welt. Und es gibt auch ganz viele Israelis. 10 % der Israelis leben nicht in Israel. Das sind fast 1 Million Menschen.

L. K.: Ich glaube, das ist tatsächlich eine Herausforderung, diese Flüchtlingssituation. Ich will es ungern Problematik nennen, das hat immer gleich so eine negative Konnotation. Das sollte sowohl aus der Jüdischen Gemeinschaft, nicht unbedingt speziell, aber auch bei uns, sollte und wird anerkannt werden, dass es eine sehr positive Sache ist, dass Deutschland die Möglichkeiten und die Kapazitäten hat, Leuten zu helfen, die vor Krieg und Verfolgung flüchten. Das ist eine Sache, die ein Großteil der Jüdischen Gemeinschaft nach meinen Gesprächen auf jeden Fall auch unterstützt.

D. Km.: Wir haben jetzt seit einem Jahr zwei Willkommensklassen eröffnet. Und von den Willkommenschülern, die mittlerweile aus zehn verschiedenen Nationen kommen, das sind nicht nur Syrer, sondern Eritreer, Äthiopier, Guineer, Pakistani, Afghanen, leben auch drei hier im Internat. Also auch da haben wir drei aufgenommen, die hier leben und nicht nur hier zur Schule gehen.

N. P.: Was unsere Arbeit als Ehrenamtliche in der Flüchtlingsunterkunft in Wilmersdorf betrifft, haben wir das ganz bewusst als Gruppe des Fraenkelufers angefangen, also als jüdische Gruppe. Wir haben uns dafür zusammengetan mit zwei anderen Organisationen, einem Jugendzentrum hier aus Neukölln, Morus 14, und einer jüdisch-amerikanischen Organisation, JDC.

G. B.: Zu Chanukka haben wir sie eingeladen, zusammen mit den Angehörigen der Moschee, mit der wir zusammenarbeiten. Die haben ganz erstaunt gesagt: Ist das in Deutschland normal? Dann haben unsere muslimischen Freunde gesagt: Ja, das ist normal.

H. L.: Für viele Kinder war das sehr komisch, sie haben so viel über Juden gehört, sie wussten aber gar nichts. Viele wussten, ich hasse Israel, ich hasse die Juden, aber sie wussten nicht, wo Israel ist, was es in Israel gibt. Ist Judentum ein Land oder eine Religion? Was ist das eigentlich? Dass Arabisch eine offizielle Sprache in Israel ist, dass ich auch ein bisschen Arabisch kann, das war für sie alles sehr neu. Und ich habe auch oft den Satz gehört: Bist du sicher, dass du Jüdin bist, weil du so nett bist?

D. Km.: Wie viel Selbstverständlichkeit bei den Schülern vorhanden ist, damit ganz normal umzugehen und kein großes Buha draus zu machen: Da ist ein jüdischer Lehrer! Oder: Da ist ein Lehrer, der mit einem Mann zusammenlebt. Da ist ein Lehrer, der Ecken und Kanten hat. Das sind Sachen, die sind bekannt und für einige nicht selbstverständlich, aber indem ich sie selbstverständlich mache und vorlebe, werden sie für sie durch meine Person selbstverständlicher.

H. L.: Für mich ist das Wichtigste, dass sie die Trennung machen können zwischen Israel, Juden, Hagar. Und dass man auch legitime Kritik haben kann, aber trotzdem mit diesen Menschen befreundet sein kann. Und dass wir viel gemeinsam haben können, obwohl wir so unterschiedlich sind.

E. D.: Ich finde, Kritik ist erlaubt, Kritik muss sein. Es gibt ein paar Problemchen, die wir da haben. Aber ich finde es gut, wenn man sachlich bei der Diskussion bleibt. Und nicht persönlich wird, wie ich das auch erlebt habe.

B. S.: Ich kenne Menschen, die engagieren sich für nichts. Nicht für Tote in Afrika, nicht für ihre Brüder in Syrien, für gar nichts engagieren die sich, sie gehen nicht auf die Straße. Aber sobald es mit Israel zu tun hat, es um Israelis und Palästinenser geht, ab da entwickelt sich so eine Energie in ihnen. Dann sind sie plötzlich die Friedensaktivisten schlechthin. Und sie gehen zu jeder Demonstration. Da frage ich mich, wo kommt diese Energie her? Daher, weil du ein Friedensaktivist bist oder einfach nur daher, weil es um Juden und Israel geht?

E. D.: Dabei waren es ganz klare Sachen, die darauf abzielten, zu dokumentieren, vielleicht auch mit einem gewissen Humor, oder auch teilweise ernst, dass dieser Wahnsinn da unten einfach ein Wahnsinn ist und dass er keinem hilft.

R. R.: Israel ist natürlich ein Thema für uns als Arbeitskreis. Wir sind aber keine israelische Botschaft.

S. G.: In der kommunistischen Partei haben wir gelernt, wir brauchen kein Israel, denn wenn wir Sozialismus haben, hört der Antisemitismus auf.

L. K.: Leute, die sagen, wir brauchen Israel nicht, ich finde das so... Es ist halt gerade mal 70, 80 Jahre her, dass wir Israel gut hätten gebrauchen können.

B. A.: Dass man seine interkulturelle Kompetenz weiterentwickelt, ist auch wichtig. Da hilft es, nicht nur sich an einer Religion festzubeißen. Dass man mehrere Religionen, Sitten und Traditionen kennenlernt.

S. N.: Ich habe das College aufgebaut, im Auftrag von Dr. Lander, der damals der Präsident des Touro College in New York war. Alle Kurse wurden in englischer Sprache gelehrt. Mit 18 Studenten haben wir angefangen. Und das wurde auch gut aufgenommen von den Studenten.

A. G.: Unsere Erfahrung ist, wenn wir zum Thema Nationalsozialismus arbeiten, dass es schon eine sehr hohe Empathie gibt für die Opfer des Nationalsozialismus. Da ist es völlig unabhängig von der Herkunft der Schüler. Das ist mir noch mal wichtig zu sagen, weil das in der Öffentlichkeit oft anders dargestellt wird.

S. T.-K.: Ein Verständnis zwischen Dingen muss immer möglich sein.

V. A.: Seit 2004 ist "Gewaltfreie Kommunikation", das Buch, ins Türkische übersetzt. Das hat mich total motiviert. Wenn das ins Türkische übersetzt wurde, kann ich auch in der Türkei gewaltfreie Kommunikation weitergeben.

N. B.: Was uns alle miteinander verbindet, ist, dass wir uns nach Abwechslung sehnen und Lust haben, Dinge selbst in die Hand zu nehmen und sich ein bisschen unabhängig davon zu machen, was es schon gibt. Es macht mir jedenfalls viel Spaß, mit Kindern zu arbeiten. Hier sind auch viele Jugendliche, auch mit denen macht es Spaß. Ich habe hier montags immer mein Projekt, wo ich mit denen bastele.

S. T.: Bubales ist das jüdische Puppentheater Berlin. Und es ist, soweit ich weiß, das einzige jüdische Puppentheater in der Bundesrepublik Deutschland und im deutschsprachigen Raum. Das jüdische Puppentheater ist nicht nur für jüdische Kinder gedacht, wie man vielleicht denken würde, sondern es ist für alle.

S. B.: Ich habe es eigentlich nur für meinen Vater und seine Freunde gemacht, um denen Freude zu bereiten. Da singe ich eigene Lieder, verjazzte deutsche Chansons, Jazzstandards und auch ganz viele jiddische Traditionals, die wir auch in eine andere Form gepackt haben. Ich mache nichts Neues oder habe den Anspruch. Ich packe nur ein Licht darauf, was verschwunden ist.

E. D.: Ich wollte schon immer Schauspielerin werden. Ganz früher habe ich meinen Vater gesehen und fand das beeindruckend. Dann habe ich irgendwann angefangen. Ich hatte so alte Schallplatten, von Hamlet. Das war noch Maximilian Schell, die hatte mein Vater mir geschenkt.

W. B.: Wir haben gerade vorgestern 70 Jahre Bestehen von CCC Film gefeiert. Da war ich in den Ateliers und habe erzählt, wie viele Jahre ich da verbracht habe. Ich habe da als Herstellungsleiter gearbeitet.

R. A.: Ich unterrichte Bratsche an der UdK. Und ich spiele auch viel Viola d'amore, dieses Barockinstrument.

T. A.: Ich mache das erste hebräischsprachige Magazin in Deutschland seit der Nazizeit.

D. K.: Ich habe mit Kunst angefangen, weil ich mich befreien wollte. Wenn ich so viele Leichen gemalt und mit gebranntem Teer gearbeitet habe, mich selbst beinahe dreimal verbrannt hätte, da braucht man keinen Psychoanalytiker zu fragen, was das bedeutet.

B. R.: Sie fragten mich, wieso machst du keine Musik? Wieso arbeitest du in einer Spielhalle, wieso suchst du einen Job beim Friedhof? Wäre Musik nicht besser? Ja, aber wer braucht hier Musiker? Aber du hast es noch nicht probiert! Probier es!

Ich habe mein ganzes Leben musiziert. Ich wollte immer Musiker werden, obwohl meine Mutter Ärztin war. Und sie wollte, dass ihr Sohn Arzt wird. Mein Vater war Berufsoffizier, der hätte nichts dagegen gehabt, wenn ich auch ein Offizier geworden wäre.

Ich wollte Musiker werden und wie jeder pubertierende Junge wollte ich etwas anderes machen, als die Eltern mir gesagt haben.

Mittlerweile bin ich so bekannt: Ich habe auf einer vietnamesischen Hochzeit gespielt, ich habe auf mehreren kaukasischen Hochzeiten gespielt, demnächst spiele ich auf einer arabischen Hochzeit.

M. M.: Dann bin ich dazu gekommen, mich selbst zu engagieren, neben dem, was mich so interessierte, ich war in feministischen Gruppen. Dann gab es den Schabbes-Kreis, als jüdisch-feministische Gruppierung, das war sehr wichtig in der Auseinandersetzung der Frauen untereinander.

E. K.: Schon in Stuttgart wollte ich das als Kind wahnsinnig gerne lernen, beispielsweise Toralesen lernen. Ich denke, das kommt auch daher. Ich glaube, dass der eigentliche Bezug zum Toraschreiben aus dem Toralesen kommt. Es war enorm befreiend, festzustellen, dass es tatsächlich Frauen gegeben hat, die das angefangen haben. Und dass es auch eine Möglichkeit gab, sich da ausbilden zu lassen. Ich schreibe schon wieder eine Megilla. Ich schreibe eine Megilla nach der anderen. Der Vorteil ist, dass es ohne den Gottesnamen ist, so kann man es besser korrigieren, man kann es überhaupt korrigieren.

L. G.: Maschgiach ist nicht von mir gekommen. Ich war früher Musiklehrer und eines Tages kam der Rabbiner zu mir und sagte: Sie haben so viel gelernt, wollen Sie mein Maschgiach sein? Aber Sie müssen sich jetzt entscheiden. Ok, 15 Jahre Musiklehrer und jetzt auf einmal komplett aufzugeben. Das war wirklich so... Ich habe erst einmal meine Schüler angerufen und dann gesagt: Ja, kein Problem, mach ich!

D. K. Ein guter Freund von mir sagte, das ist mein Anti-Auschwitzprogramm.

M. M.: Die Stiftung "Zurückgeben" war sozusagen entstanden aus diesen Schabbes-Kreis-Kontakten, eben weil es Feministinnen waren, die sich zusammensetzten mit ein, zwei politisch aktiven deutschen Frauen, die sagten, wir möchten gerne etwas mit unserem Erbe tun, uns daran nicht bereichern, weil wir mit dem Erbe unserer Eltern nichts zu tun haben wollen.

D. K. Wie auch immer, ich glaube, dass es total wichtig ist, Träume zu haben, dass es entscheidend ist, Träume zu haben, und tatsächlich zu versuchen, die Träume auch zu verwirklichen. Und auch an seine Träume zu glauben.

S. T.-K.: Wenn wir alles lösen könnten, was für eine gute Welt das wäre!

Heimat

L. K.: Das wäre jetzt eine superlange Geschichte, ehrlich gesagt. Im Groben kann man sagen, dass über den Umweg Frankreich hier in Berlin Fuß gefasst wurde, Mitte, Ende der 50er.

E. K.: Ich bin nach meinem Abitur direkt nach Berlin gekommen, weil ich eine Kombination studieren wollte, die es so in Süddeutschland, in Tübingen, nicht gegeben hätte.
Ich glaube, ich brauchte auch sehr viel Abstand von meinen Eltern, v. a. von meiner Mutter.

A. G.: Ich wurde in Dresden geboren und eine Heimatstadt ist es tatsächlich nicht. Meine Heimatstadt ist Berlin. Ich wohne auch mittlerweile länger in Berlin, als ich in Dresden gewohnt habe. Ich bin früher relativ häufig nach Dresden gefahren, mittlerweile ist es selten, meine Eltern leben noch dort.

B. A.: Meine Mutter kam mit 19 nach Berlin, da war sie dann mit der Schule fertig. Mein Vater kommt aus Chan Younis in Gaza.

S. N.: Geboren bin ich in Indien. Ein reiner Zufall, aber ja.

N. P.: Ich komme, was Deutschland betrifft, vom Ende der Welt, aus Schwaben.

E. K.: Ich bin in Stuttgart im Wesentlichen aufgewachsen, in den ersten Jahren. Meine Eltern sind beide Musiker, meine Mutter war eng verbunden mit einem Ensemble in Köln, am WDR, mit der Cappella Coloniensis. Bis zur Schulzeit bin ich eher in Köln und Bielefeld aufgewachsen, weil dort die ganzen Aufnahmen gewesen sind.

R. A.: In Freiburg bin ich aufgewachsen und studiert habe ich in den USA ein bisschen und hier in Berlin. Auch an der UdK, deswegen ist es jetzt ein komisches Gefühl, zurückzukommen.

D. Km.: Ich bin 2001 hierher gekommen und bin ursprünglich aus einem kleinen Kaff bei Göttingen, Bad Gandersheim, ein ganz beschauliches, kleines Nest.

S. G.: Meine große Schwester wurde in der Nähe von Budapest geboren, meine mittlere Schwester wurde in Krakau geboren, ich in Berlin, weil meine Eltern eine Gegend gesucht haben, die nicht so antisemitisch war wie Polen, 1928.

I. M.: Ich war nachher die einzige Jüdin auf der Schule, und da sagte dann mein Klassenlehrer, der reinkam: Inge, wir dürfen kein jüdisches Kind mehr auf der Schule haben. Ich natürlich Koffer gepackt und Mappe gepackt und geflennt.

K. G.: Ich hatte dann die Möglichkeit, im Kindertransport nach Großbritannien zu kommen. Und bin dann in das gleiche Waisenhaus gekommen wie mein Bruder, was an und für sich hätte günstig sein können, aber der war ein ziemlicher Tyrann.

I. M.: 39 hätte ich Abitur gemacht. Und daraufhin bin ich nach England gegangen. Ganz alleine. Es gab ja so einen Kindertransport, aber da war ich schon zu alt. Das ging nur bis 16 und ich war schon 17.

M. M.: Meine Brüder sind in Paris noch zur Welt gekommen, weil mein Vater nach Frankreich und in die Schweiz emigriert ist, und dann zurück nach Frankreich, meine Mutter nach London. Und dann von England eben zur Hochzeit. Also mit dem Vorhaben, meinen Vater zu heiraten, 1947 von England nach Frankreich kam.

S. G.: Dann bin ich nach Deutschland zurückgegangen, auf der Suche nach Heimat, weil ich mich in Australien nicht zu Hause fühlte. Ich wollte endlich einmal bei einem Volk leben, wo ich dazugehörte. Ich bin ja in Berlin geboren, vielleicht klappt es da, habe ich mir gedacht, besonders als ich mit der australischen Delegation zu den Weltfestspielen gefahren bin, 1951. Und in die DDR, nach Ostberlin, ich war ja bereits eine junge Kommunistin.

G. B.: Es muss 56/57 gewesen sein, da bin ich das erste Mal nach Berlin, vollkommen illusionslos: Was wird das sein? Vier-Sektoren-Stadt? Kenne ich aus Wien. Schwer kriegszerstörte Stadt? Kenne ich aus München. Große Stadt? Kenne ich aus Wien. Und es war alles anders. Und ich muss sagen, es war Liebe auf den ersten Blick. Ich musste rasch wegfahren, wenn es mir nicht sehr schwerfallen wollte. Und ich sagte, wie wäre das, wenn ich jetzt nach Berlin käme? Nachdem sie mir sagten, ich könnte mir nichts Besseres vorstellen, habe ich gesagt: Ok, erledigt! Und so bin ich seit 1967 in Berlin, in der richtigen Zeit.

S. B.: Wenn man sich vorstellt, dass er 1923 in Lodz geboren ist, mit seinen Geschwistern und Eltern den Krieg überlebt hat, indem sie immer im richtigen Moment den Impuls hatten, einer von den fünf Kindern und zwei Erwachsenen hatte immer den Impuls, Jetzt ist es Zeit zu gehen, lasst uns mal schnell abhauen.

Y T.: Als wir überlegt haben, nach Deutschland zu kommen, das war nicht unsere eigene Inspiration, wir haben nie gedacht, dass wir einmal in Deutschland wohnen. Es war die Inspiration des Lubawitscher Rebbe Menachem Mendel Schneerson, der gesagt hat: Deutschland nicht ignorieren! Gehen Sie hin, bauen Sie auf, es gibt einen großen Bedarf, miteinander, mit den Menschen aufzubauen. Und das hat uns hierher gebracht, ich sprach meinen Großvater an, dass ich überlege, nach Deutschland zu gehen. Am Anfang war er zurückhaltend, dann sagte er: Geh hin! Das ist die Antwort: Wo es dunkel war, bringe Licht!

B. S.: "Bring light to the place where there is darkness."
Hier kommt mehr "darkness" rein, als man Licht reinbringen kann.

A. K.: Alexander, Julius Ehemann, hat in Berlin wunderbar Arbeit für sie gefunden, bei Siemens. Und natürlich ist Julius Familie nach Berlin umgezogen. Sind wir wieder allein in Bremen gewesen. (lacht) Und wieder wurde entschieden, wir ziehen nach Berlin um, dann ist die ganze Familie zusammen.

M. M.: Meine Kinder sind schon jeweils über ein Jahr im Ausland gewesen, aber ich habe es nie geschafft, länger als drei oder vier Monate nicht in Berlin zu sein. In meinem ganzen Leben, das ist schon ziemlich verrückt, wenn man das vergleicht mit dem, was andere Leute machen. Dafür habe ich in Berlin selbst meinen Standort häufig gewechselt, aber die Bezirke blieben doch südlich der Kantstraße, Wilmersdorf und Zehlendorf.

S. T.: Wir sind dann auch nach Westberlin gekommen, haben politisches Asyl beantragt, weil die türkische Kommunistische Partei in der Türkei verboten war. Meine Eltern waren nun einmal als türkische Kommunisten aktiv. Also hatten wir auch ein Recht auf politisches Asyl in Deutschland. Mit einem gefälschten französischen Pass kamen wir über die Grenze hierher. Dann kam aber der totale Knaller, und zwar wollte die Ausländerbehörde mich abschieben. Ich war gerade 18 geworden und war volljährig.

B. S.: Mich unterscheidet rein gar nichts von einem türkischen, libanesischen oder italienischen Einwanderer in diesem Land, wir haben mehr oder weniger dasselbe durchgemacht. Deutschland war nicht das "Ihr-seid-hier-alle-willkommen-Land".

H. L.: Deutschland war für mich bis 2012 nur Schoa. Nur die Schoa, nur, was ich in Israel gelernt habe. Nur was ich gehört habe über meine Familie. 2011/2012 haben wir in Israel angefangen, viele andere Sachen über Deutschland zu hören. Es gab viel mehr Touristen, die nach Berlin kamen.

B. S.: Wieso Deutschland? Wie kannst du deinen Sohn nach Deutschland gehen lassen? Was soll man dazu sagen? Das Deutschland von einst ist nicht das Deutschland von heute. Die Menschen von heute sind nicht die Menschen von damals.

L. K.: Man hat in Deutschland die Möglichkeit gesehen, ein angenehmes Leben zu führen. Es klang vielleicht teils zynisch, aber mir wurde von meiner Großmutter erklärt, Antisemitismus gibt es immer, überall. Antisemiten sind sowieso ständig überall vor Ort. Die meisten sind Antisemiten, auf die Art und

Weise. Aber die Deutschen sind gerade so ausgerastet mit ihrem Antisemitismus, dass es höchstwahrscheinlich hier länger nicht passieren wird.

K. G.: Ich bin dann aber sofort anschließend nach Berlin gegangen, weil ich in Berlin Bekannte hatte, ich hatte ja keine Verwandten mehr. Die waren alle umgebracht worden, die noch in Deutschland waren.

S. G.: Ich habe neun Jahre darum gekämpft, in die DDR zu kommen. Im Mai 1963 haben sie mich endlich eingelassen. Aber das war dann über die Stasi.

D. K.: Wir sind 68, als die Russen gekommen sind, nach Deutschland gekommen, weil mein Vater befürchtet hatte, dass die Kommunisten wieder gegen ihn aktiv werden würden. Wir kamen nach Deutschland und haben uns da ein Leben aufgebaut. Meine Mutter hatte an der Karlsuniversität Medizin studiert, hat dann als Zahnärztin gearbeitet. Und mein Vater war bis 78, glaube ich, Einkäufer für Quelle.

L. G.: Und so sind wir geblieben. Meine Mutter hat alle Kindergärten abgeklappert. Sie konnte kein Wort Deutsch, trotzdem haben sie alle geliebt. Mit Händen und Füßen haben sie sich unterhalten, erzählte meine Mutter immer, ja, unglaublich!

B. R.: Wir haben für uns beschlossen, die Sowjetunion zu verlassen. Im Nachhinein habe ich festgestellt, es war die richtige Entscheidung.

A. K.: Wir lebten in Mittelasien, in Duschanbe, der Hauptstadt von Tadschikistan. Es war ein ganz normales Leben dort, zusammen mit Tadschiken haben wir gearbeitet, gefeiert, alles war absolut in Ordnung und dann, ganz plötzlich, von heute auf morgen, das war noch kein Bürgerkrieg. Trotzdem gab es Unregelmäßigkeiten, es war so streng. Tadschiken gegen "Russen". Russen waren alle Nationalitäten, die Russisch gesprochen haben. Russen weg!

O. B.-A.: Es war kein finanzieller Grund, warum ich nach Berlin gekommen bin, Grund war in erster Linie, weil Berlin viel Kunst anzubieten hat. Zweitens war ich schon in Deutschland, in den 90er Jahren. Ich habe hier studiert, Deutsch ist keine Fremdsprache für mich.

V. A.: Sprache prägt und Türkisch ist die Sprache, in der ich mich - 72 bin ich weggegangen - nach 40, 45 Jahren, immer noch am besten, ausführlichsten und frei ausdrücken kann.

T. A.: Die Entscheidung, nach Deutschland zu kommen, war für mich beruflich nicht so einfach. Sprache war immer meine Stärke. Und ich wusste ganz schnell, dass ich in meinem Beruf niemals auf Deutsch werde arbeiten können.

B. S.: Ich wurde in den Kindergarten gesteckt, und die Kids dort haben eine andere Sprache gesprochen. Ich konnte mich mit keinem verständigen und meinte zu meiner Mutter: Was ist mit den Kindern los, die verstehen mich nicht.

A. K.: Und deshalb habe ich angefangen, mit Deutsch sprechenden Menschen zu arbeiten. Mit Händen, mit Füßen. (lacht) Aber was für eine Erleichterung für beide Seiten. Wenn die etwas nicht verstanden, was ich gesagt hatte, konnten wir zeichnen, das war die Sprache.

R. R.: Ich habe wie viele Juden in meinem Alter nach dem Abitur einen zweimonatigen Sprachkurs in Israel gemacht. Und für mich selbst gesehen, dass ich zu deutsch für Israel bin. Wir sind schon sehr deutsch, das ist unsere Heimat. Und es gab nicht die Überlegung, auszuwandern.

V. A.: Israel war für mich nie eine Option. Ich war viel zu sehr am Zeitgeist orientiert. Nicht religiös orientiert. Wie gesagt, mein Zuhause ist Istanbul. Und wenn ich in die Welt hinaus will, dann wirklich in die Welt hinaus.

H. L.: Für mich sind die Familie, die Freunde und die Sprache, das Wetter und das Essen sehr wichtig. Ich vermisse die Menschen und das Wetter sehr.

S. T.: Wenn ich mir Kreuzberg angucke, hier Berlin-Kreuzberg, merke ich in letzter Zeit zum ersten Mal, dass ich Heimatgefühle spüre. So eine Art Lokalpatriotismus. Also wirklich eine stolze Kreuzbergerin zu sein.

T. A.: Eine gute Mischung zwischen Deutschland und unserer Heimat.

D. Km.: Natürlich ist es meine Heimat und mein Zuhause, weil ich mich hier am wohlsten fühle und wenn ich hier weggehe, merke ich sehr schnell, dass ich es vermisse. Und merke auch, was ich vermisse, weil die Lebensweise hier, die Internationalität, die Mentalität der Menschen etwas ist, was ich sehr mag.

S. T.-K.: Wenn man mich fragt, da ich eine unerhört lange Zeitspanne an Erinnerungen habe, habe ich mich noch nicht entschlossen, welche Stadt oder welcher Platz mich am meisten gereizt hat. Da gibt es viel zu viele und sie sind so verschieden.

D. Km.: Ich bin manchmal innerlich zerrissen und versuche, es unter einen Hut zu kriegen. Aber vielleicht ist das ja auch Teil des Jüdischseins. Das innere Zerrissensein, zwischen verschiedenen Welten, verschiedenen Lebensarten. Ich glaube, das charakterisiert es doch auch.

Ankunft

V. A.: Wie bin ich nach Berlin gekommen?

Da muss ich echt nachdenken. (lacht)

Wow, es ist so lange her, dass ich nach Berlin gekommen bin.

Ja, ich bin 75 nach Berlin gekommen.

S. T.-K.: Mit meinem Bruder, er ist der Grund, warum ich nach Berlin kam.

Er mochte Wien nicht.

O. B.-A.: Ich lebe in Berlin seit 2010.

A. K.: Seit 2010.

N. B.: Ich bin in Berlin geboren.

S. N.: Ich bin seit 1978 in Berlin.

G. B.: Und so bin ich seit 1967 in Berlin.

S. G.: Ich lebe jetzt ununterbrochen seit 1958 in Berlin.

A. G.: Ich wohne jetzt länger in Berlin, als ich in Dresden gewohnt habe.

L. K.: Aber irgendwann ist man in Berlin gelandet, wo ich dann auch geboren und aufgewachsen bin.

R. R.: Ich bin eine der ganz wenigen wirklich deutschen Juden, meine Familie stammt aus Deutschland.

D. Km.: Ich habe Berlin das erste Mal besucht, als ich 13 war. Zur Love Parade. (lacht) Vollkommen Klischee!

Y. T.: Im Januar 1996 sind wir nach Berlin gekommen. Mit dem Einwegticket und wir haben nie nach hinten geblickt.

R. Y.: Dann kam die Gemeinde aus Berlin, die wollten gerne einen Schächter haben.

S. T.: Dann bin ich hier geboren worden, in Westberlin.

Und war erst mal das typische türkische Gastarbeiterkind.

B. A.: Zwei Jahre später kam ich zur Welt.

T. A.: Ich bin mit meinem Mann und unseren zwei Jungs im Sommer 2009 nach Berlin gekommen.

W. B.: Zu Besuch war ich viel mit den Eltern, aber rübergemacht 45 nach Berlin.

Gewohnt haben wir in der Nähe vom Alexanderplatz. Und so sind wir geblieben.

S. B.: Ich bin aufgewachsen in der Uhlandstraße, wie meine Schwestern auch.

E. D.: Bei meinem Vater, der ist ja hier auch quasi aufgewachsen.

B. S.: So bin ich 1981 mit meinen Eltern hier erst einmal zu Besuch gewesen. Dann haben sie sich entschieden, hier zu bleiben.

L. G.: Dadurch, dass wir nach Deutschland kamen, ich war 8.

E. K.: Ich bin eigentlich nach meinem Abitur direkt nach Berlin gekommen.

K. G.: Im Mai 48.

H. L.: Ich bin seit Ende 2012 in Berlin.

I. M.: In Steglitz ging ich zur Schule.

M.M.: Ich bin in Berlin geboren und habe Berlin auch wirklich bisher nicht länger als vier Monate am Stück verlassen, wenn ich das richtig weiß.

N.N.: Ich bin 2004 nach Berlin gekommen.

B.R.: 1990 sind wir nach Berlin gekommen.

R. A.: In Berlin zu leben, konnte ich mir immer schon vorstellen.

D. K.: Dann bin ich hier hängen geblieben in Berlin.

Mein Judentum

H. L.: Ich bin nicht so streng religiös. Für mich ist Judentum mehr eine Kultur und Community und Tradition. Durch mich haben viele Familien diese Vielfalt gesehen. Für sie waren alle orthodox und hatten Locken.

N. B.: Ich persönlich glaube nicht an den großen Gott.

S. B.: Mich hat immer Wissen mehr interessiert als Glauben. Glauben läuft spekulativ im eigenen Gehirn ab.

S. T.-K.: Ich glaube, ich habe dadurch einen viel stärkeren Glauben an die Menschheit und Gutes, als Trennungen, die man durch Glauben vielleicht bekommt.

S. B.: Das Jüdische in meinem Leben ist auf jeden Fall auch ein Teil meiner Wurzeln. Ich würde sagen, eher ist es auch Berlin und meine Familie. Einen Anteil an den Wurzeln hat auf jeden Fall das Judentum. Man kann sich damit ja auch sehr auseinandersetzen, um eben so Sachen zu begreifen, dass Verallgemeinerungen gar keinen Sinn machen.

A. G.: Unsere Eltern, ich habe noch einen Bruder, haben uns, als ich 13, 14 Jahre alt war, mein Bruder ist zwei Jahre jünger, uns von da ab relativ selbst entscheiden lassen, ob wir Mitglied der Jüdischen Gemeinde werden wollen. Wir sind nicht von Geburt an eingetragen worden. Wir durften uns das selber aussuchen.

L. G.: Mit 23 bin ich aufgewacht morgens und dachte, irgendwas fehlt. Es kann nicht sein, dass das alles ist. Dann fing ich an, mich zu interessieren für: Woher kommen die Juden? Aber eigentlich war das Judentum für mich nicht so wichtig. Es war sowieso dein eigenes, das ist immer weniger interessant. Dann versuchte ich mal, beim Islam etwas zu finden. Ich bin in die Moschee gegangen, kann auch die Gebete und alles. Und es gab keine logische Erklärung dafür. Bei den Christen hieß es immer nur, nur wer getauft ist, kommt in den Himmel. Was ist mit den anderen? Das war für mich auch nichts.

A. K.: Als ich 52 Jahre alt war, hatte ich zum ersten Mal in meinem Leben ein religiöses Buch in meinen Händen. Das war die Tora auf Russisch.

D. K.: Da habe ich zum ersten Mal erfahren, was Ewigkeit bedeutet. Als ich das erste Mal die fünf Bücher Moses durchgelesen hatte, habe ich gefragt: Und was lesen wir als nächstes? Dann schaut mich mein Religionslehrer an und sagt: Wir fangen wieder von vorne an! Das war für mich unfassbar. Da wurde mir auch erst klar, dass die das immer wieder lesen.

E. K.: Aufgewachsen bin ich, wie wahrscheinlich alle nach 45, in einer orthodoxen Gemeinde, die eher osteuropäisch geprägt war. Das hat wahrscheinlich auch etwas mit der Frage zu tun, warum ich nicht unbedingt sofort in diese Richtung gegangen wäre. Und auch wenn ich es heute tue, das mit großer Zurückhaltung tue.

R. A.: Mit dem Judentum war es so: Meine Mutter hat viel diese Jiddischkeit gelebt, als ich kleiner war.

E. D.: Es war immer irgendwie da, es war auch in meiner Kindheit immer da. Auch durch meine Großmama.

N. P.: Ich bin ziemlich unreligiös groß geworden und auch nicht jüdisch. Ich komme eigentlich aus einem christlichen Umfeld. Aber ich bin nicht getauft und war nicht in der Kirche als Kind. Ich habe selbst das Interesse am Judentum entdeckt und das hat mich interessiert und begeistert. Dann fing so ein Prozess an, den Rabbiner angesprochen, dann hat es noch mal 2, 3 Jahre gedauert, aber irgendwann habe ich dann hier den Prozess in Berlin abgeschlossen.

L. G.: Dann lernte ich unseren Rabbiner kennen. Und er hat nicht versucht, mich davon zu überzeugen, von dem Juden-Dasein. Er sagte: Mein Rebbe hat mir beigebracht. Er hat nie gesagt: Es ist so und wir machen es

so. Er hat nie probiert, mir seine Lehre auszudrücken. Er erzählte nur, das kann man so machen, das kannst du selbst entscheiden. Er ließ mir komplette Freiheit.

M. M.: Wir sagen, wir wollen unsere Kinder jüdisch erziehen. Wir können es gar nicht, weil wir das Wissen nicht haben. Wir müssen uns also selbst erst mal bilden. Und wir haben etwas geschaffen, was wirklich phänomenal ist, nämlich dieses Limmud-Lernfestival. Es ist ähnlich aufgebaut wie eine Sommer-Universität.

S. T.: Ich finde, ich habe mir meine jüdische Identität schwer erkämpft. Natürlich bin ich in ein jüdisches Haus geboren, aber alles zu lernen, nach Israel zu gehen, seine Wurzeln auch selbst zu erforschen, Hebräisch zu lernen, die ganzen Gebote zu lernen, Gebete zu lernen, wirklich einzutauchen in die Geschichte, da kommt man nicht mehr raus. Wenn man einmal richtig eingetaucht ist, ich kenne niemanden, der da wieder rausgetaucht ist.

Die Sache ist nur, in der Praxis sieht es ein bisschen anders aus. Ich würde sagen, ich bin Koscher-Style!

R. A.: Ich stelle mir das auch jetzt so vor, wo ich jetzt so ein bisschen mit drin bin, wenn das jetzt mein einziger Bezugspunkt hier wäre, ich glaube, das ginge gar nicht. Aber dann wäre man ja auch eine andere Person. Ich meine, man ist immer ein bisschen schizophr.

Wenn ich meinen Traum aus der Kindheit durchhalten möchte, dann gehe ich herum mit wallenden Gewändern, ganz zniusdig, kein Problem. Ich habe ja auch ein gutes Gehalt von der UdK, damit ich mir die Sachen kaufen kann. Aber jetzt kommt die UdK nämlich ins Spiel. Wenn dann das Semester wieder anfängt, muss ich auf der einen Seite hier so zniusdig daherkommen. Und dann muss ich aber unterrichten gehen. Wenn die Kollegen mich so sehen, dann denken sie, Frau Adler hat aber einen Hau weg.

V. A.: Nach der Reise bin ich zurückgekommen nach Istanbul, ich kann mich sehr gut erinnern. Eine Bekannte hat mich gefragt, wie war es, hat es dir gut gefallen? Zu dieser Bekannten habe ich gesagt: Ich bin in Israel meinen Gott losgeworden. Ich bin jetzt Atheist.

S. G.: Wir sind nicht auf die Idee gekommen, dass Jüdischsein nur eine Religion ist. Sie waren ja meistens auch Atheisten. Die waren doch nicht fromm. Genauso wenig wie meine Mutter.

Für mich hat Jude sein schon immer bedeutet, eine bestimmte Kultur zu haben, in einer eigenen Kultur zu leben.

B. A.: Was für mich das Judentum ausmacht, das ist die Tradition des Judentums. Die Tradition des Judentums ist geprägt davon, gemeinsam zu feiern, gemeinsam zu beten. Die Tradition des Judentums ist auch davon geprägt, dass die Menschen zusammenhalten.

W. B.: Sicher, die Tradition war bei uns immer stark. Zwar haben wir nicht koscher gegessen, aber kein Schwein. Jeden Freitag wurde gefeiert bei uns. Jeden Freitagabend, egal, ob Krieg oder nicht. Meine Mutter war auch sehr, als wir da kamen (unverständlich), waren sehr viele Jugendpartys, 2000 Leute sind gekommen. Da waren viele Jugendliche, die keine Eltern hatten. Sie hat viele eingeladen zu uns zum Mittagessen. Für die war es so, dass sich mit einem Mal jemand kümmert um sie.

Wir haben sehr geachtet darauf, dass wir humanitär sind und traditionsgemäß leben.

So haben wir gelebt bis zum Ende.

B. S.: Ich betrachte mein Jüdischsein als Zugehörigkeit zu einer ethnischen Gruppe. Auch wenn man jetzt natürlich weiß, Juden sind natürlich nicht nur eine Ethnie, manche würden dem sogar widersprechen, dass Juden eine Ethnie sind. Aber für mich ist es schon eine Ethnie, es ist eine Religion, ein Volk, eine Nation. Es ist irgendwie all das zusammen, Tradition, ein gemeinsamer Leidensweg.

R. R.: Wenn man den Durchschnittschrsten fragt, bin ich sehr religiös. Wenn man einen orthodoxen Juden fragt, eher nicht. Ich halte nicht koscher, aber ich esse kein Schweinefleisch, keine Meeresfrüchte, das gibt es auch bei mir Zuhause nicht. Ich habe an jeder Tür, bis aufs Badezimmer, eine Mesusa hängen. Ich faste an Jom Kippur. Ich gehe an allen jüdischen Feiertagen in die Synagoge.

Für mich ist Judentum nicht nur Kultur, sondern auch Religion.

B. R.: Für meine Frau ist es sehr wichtig, Schabbat zu halten. Sie freut sich sehr, wenn die Familie zu dieser Gelegenheit am Freitagabend zusammen ist.

L. K.: Die Religion als Religion spielt in meinem Leben keine besondere Rolle. Es gibt bestimmte Traditionen, die eingehalten werden. Ich esse z.B. nicht koscher, aber auch kein Schwein. Ich halte mich nicht an Schabbat, trotzdem versuchen wir, in der Familie so oft wie möglich am Freitagabend zusammenzukommen. Dort ein Kiddusch zu machen, Kerzen zu zünden, alles mögliche. Es hat eher eine traditionelle als eine religiöse Komponente.

A. G.: Was klar ist, wir essen nicht koscher. Aber wir sind in der Lage, koscher zu kochen, wenn Leute zu Besuch kommen, denen es wichtig ist, koscher zu essen.

S. T.-K.: In einem wunderbaren Hotel, da war eine Jüdin, die aber nur koscher essen wollte. Sie haben das beste koschere Essen in das Hotel gebracht. (lacht) Man glaubt es gar nicht, wie weit man da geht.

G. B.: Wenn jemand von mir Emuna verlangen würde, Glauben, dann hätte ich große Schwierigkeiten. Ich bin Marxist, dazu stehe ich, da habe ich nicht von irgendwas Abstand zu nehmen. Ich bin ein rationaler Mensch, aber wenn es um die Tradition geht, damit kann ich mich voll identifizieren. Und auch identifizieren wollte, das war immer mein Manko. Mir war klar, in Israel ist das alles anders. In Israel kannst du säkularer Jude sein, stellst zwei Kerzen auf den Tisch an Schabbat, sagst Schabbat schalom und machst einen schönen Schabbat. Hier lebst du es entweder in der Familie und in der Synagoge oder du lebst es nicht.

S. G.: Und dann 1986, rutscht mir der Sozialismus weg unter den Füßen, und ich sitze in der Jüdischen Gemeinde in Ostberlin, und auf dem Weg nach Hause dachte ich, was ist eigentlich deine Vorstellung von Gott? Und da wurde mir klar, sie ist von einem alten Mann mit weißem Bart, der auf einer Wolke sitzt. Da dachte ich, das ist ganz schön kindisch. Das ist eine Kindervorstellung. Und da fing ich an, mich zu fragen, gibt es Gott? Und dann habe ich einen etwa zehnjährigen Weg angefangen, wo ich mich interessierte für die jüdische Religion. Ich fand Sachen, die mir sehr gefielen. Ich fand Sachen, die wahrlich Opium des Volkes waren. Und was ich gefunden habe, ist schon eine Art, ich weiß nicht, wie ich das ausdrücken soll, Vorstellung, es gibt ein Bewusstsein, etwas, das alles geschaffen hat um uns herum.

S. N.: In meinem Leben gab es auch eine Zeit, wo ich zehn Jahre nicht zur Synagoge gegangen bin. Ich dachte, wozu, man kann auch selber beten. Dazu brauche ich keine Synagoge oder diese Umgebung, damit ich meinen Glauben präsentieren kann. Mein Glaube ist für mich persönlich.

D. Km.: Mein Judentum war bis zu meinem Umzug nach Berlin hauptsächlich bedingt durch äußere Zuschreibungen existent. Immer dann, wenn Leute mich dazu gemacht haben, war ich das. Und das änderte sich erst langsam hier in Berlin, als mir klar wurde, was Judentum sein kann.

D. K.: Ich lebe mein Judentum nicht in dem Sinne, dass ich regelmäßig zum Gottesdienst gehe. Aber zunehmend habe ich jetzt jüdische Freunde.

D. Km.: Auch in zunehmendem Maße, indem ich dann meinen Lebenspartner kennenlernte, und klar war, dass er durch eine große Selbstverständlichkeit des Jüdischseins mir auch Raum gab, das irgendwo mit reinzupacken.

T. A.: Judentum ist dann auch eine große Frage für mich, weil ich auf einer Seite Atheistin bin, oder zumindest säkular, würde ich sagen. Aber Judentum als meine Geschichte und meine Kultur ist auch ganz wichtig. Manchmal ist mir ganz klar, was ich zu meinen Kindern sagen soll oder ihnen weitergeben soll, und manchmal ist es ganz schwierig.

E. D.: Ich bin, ja, wenn es passt. (lacht)
Ich feiere Chanukka, dieses Mal liegt es auch sehr günstig, nicht? Dieses Jahr wird es ja zu Weihnukka. Bei uns zu Hause gab es auch eher Weihnukka.

V. A.: Der Vater meines Sohnes ist aus Süddeutschland. Vater katholisch, Mutter evangelisch, glaube ich. Am Anfang, als wir noch zusammen waren, sind wir zu allen Festen nach Süddeutschland zur Großfamilie. Weihnachten, ich habe gelernt, Weihnachten zu feiern. Ostern war wichtig, alle möglichen christlichen Feiertage. Ich habe gesagt, da läuft irgendwas schief. Das gerät aus dem Gleichgewicht. Bei so viel Christianismus muss es irgendwie eine Gleichstellung geben. Und dann habe ich angefangen, Chanukka zu feiern.

I. M.: Wir haben alle Feiertage gehalten, wegen der Kinder. Aber wir waren nicht schrecklich fromm.

R. A.: Ich weiß nicht, was ich bin. Ich wollte neulich fast einen Scheitel kaufen, ich hatte vier zur Auswahl und habe aber dann alle zurückgegeben.

D. K.: Auch ein Kennzeichen, Jude zu sein, bedeutet auch, im ständigen Widerspruch mit sich selbst, mit der Religion und der Welt zu leben.
Also einerseits, andererseits.

Minderheit

R. R.: Die Mehrheit der Deutschen hier kennt keine Juden oder glaubt, keine zu kennen. Es ist ja nicht das erste, wenn man sich kennenlernt, zu sagen, ich bin jüdisch.

A. G.: Wenn man sagt, man ist Jude, haben die Leute eine Vorstellung, was das zu sein hat und was nicht. Zweitens, unabhängig davon, ob es um Juden geht oder nicht, ist es übergreifend, dass fremde Menschen meinen, meine Identität definieren zu können oder zu müssen.

D. Km.: Entweder man passt sich an, das heißt dort, man wird Mitglied des Feuerwehr-, des Schützenvereins. Und ich war Mitglied des Schwimmvereins, ich war Kapitän der Wasserballmannschaft. Ich war sogar niedersächsischer Landesmeister über 100 m Brust. Das nützt mir aber alles nichts, in dem Moment, wo klar ist, dass du anders bist.

Ich war der kleine Judenbengel, das Jiddlein, sucht es euch aus. Schwuchtel, Schwulette, Tunte.

S. G.: Sie haben mich nicht akzeptiert, weil ich für sie ein exotischer Vogel war.

A. G.: Ich denke schon, dass mich das auch geprägt hat, wo man herkommt, weswegen man verfolgt worden ist. Das gräbt sich natürlich schon ein. Ich denke, das prägt auch unterbewusst bestimmte Dinge, wie man auf die Welt guckt. Aber es bedeutet nicht zwangsläufig, dass ich Regeln befolgen muss.

W. B.: Komischerweise, und es stimmt, was ich sage, stand nach dem Krieg das Problem Holocaust überhaupt nicht zur Rede. Man hat gar nicht darüber geredet, überhaupt nicht. Und ich selber, muss ich sagen, habe nie Antisemitismus gespürt. Alle wussten, dass ich Jude bin, im Lettehaus oder bei der Arbeit.

E. D.: Mein Vater hat, wie viele andere auch, viel verschwiegen oder auch nicht viel erzählt. Vieles auch verdrängen wollen. Es war mit großen Schmerz verbunden, wie der Verlust des Vaters. Er hatte selber diese Angst, das spielte schon eine Rolle, es ist schon Teil des Lebens. Es ist etwas Prägendes, auch gewisse Ängste. Auch von meinem Vater, der zurückkam und hier gelebt hat. Aber ich habe Erlebnisse mit meinem Vater, wo er mir auch klipp und klar gesagt hat, man darf den Deutschen nicht so grenzenlos vertrauen.

D. K.: Es ist auch schwierig, wenn man über seine Identität nachdenkt. Man findet immer wieder Anzeichen, dass es hier nicht möglich ist. Wenn man ehrlich ist, als Jude, wenn man hier ein Geschäft hat und seine jüdische Identität weg drückt, dann geht das hier ganz gut. Im Grunde sind ja die Deutschen nicht Antisemiten per se.

B. S.: Ich bin aufgewachsen in einem Deutschland, wo die Omas die Straßenseite gewechselt haben, nur weil ich dunkle Haare hatte.

Ich sage in einer meiner Textstellen in meinem Album, das die Leute jetzt auch kaufen können: Für seine Lehrer war er auch nur irgendein Kanake, denn dieser Jonathan sah auch nur aus wie ein Mohammed.

S. T.: Die Frage, die ich mir sehr oft gestellt habe: Was wäre ich für ein Mensch geworden, wenn ich in der Türkei geboren und dort aufgewachsen wäre. Aber ich glaube, die stellt sich fast jeder Deutsch-Türke.

S. G.: Etwas, was den Juden für mich immer ausgezeichnet hat, waren Probleme mit ihrem Namen.

V. A. Mein Großvater heißt Mishon Levy, er wollte seinen Namen beim Muftar anmelden. Der Muftar hat gesagt: Mishon Effendi, der erste Levy war schon da. Es darf nicht sein, dass aus dem gleichen Stadtteil der Name mehr als einmal vergeben wird.

Das erklärt auch, warum es so viele Türk-Variationen gibt: Türkmen, Öztürk usw.

Und dann sagte der Muftar: Dann bist du jetzt A-Levy.

S: T.: Ich habe dann wirklich bis zum sechsten, siebten Lebensjahr kein Türkisch gekonnt. Dann wurde ich eingeschult und man war der Ansicht, ich bin ein türkisches Gastarbeiterkind, also muss ich in eine Integrationsklasse. Also wurde ich in der ersten Klasse in eine Integrationsklasse gesteckt, wo nur türkische Kinder waren, wir untereinander nur Türkisch gesprochen haben. Das Resultat war nach einem halben Jahr, dass ich anfang, Türkisch zu sprechen und mein Deutsch immer schlechter wurde. So viel zum Thema Integration.

T. A.: Wir sprechen zu Hause nur Hebräisch. Mir war klar, dass die Kinder gut Deutsch lernen werden, durch die Kita und danach die Schule. Es war mir sehr wichtig, dass sie Hebräisch sprechen, und auch lesen und schreiben.

B. R.: Obwohl ich meine Mama und meinen Papa ein paar Mal angesprochen habe, ob die uns nicht Jiddisch beibringen sollen. Sie sagten ja, aber so aktiv waren sie auch nicht. Und ich erinnere mich, dass meine Mutter oft sagte: Gott sei Dank! Oh lieber Gott! Und mein Vater sagte immer: Was redest du? Schämst du dich nicht? Das Kind kann das auch draußen sagen. Deshalb war das Thema Judentum fast tabu.

B. S.: Meinen Künstlernamen Ben Salomo habe ich mit Absicht so gewählt, weil ich von Anfang an in diesem Rap-Game, in dieser Rap-Szene zeigen wollte, was meine Herkunft ist. Das hatte damit zu tun, dass ich damit aufgewachsen bin, dass mir immer wieder gesagt wurde oder ich auch immer wieder erleben musste, dass es in Deutschland oder hier in Berlin, wo ich aufgewachsen bin, in Bezirken wie Schöneberg, Kreuzberg, Wedding, Charlottenburg, also in dem ganzen innenstädtischen Bereich, es doch besser ist, seine jüdische Herkunft nicht nach außen zu tragen.

R. R.: Ich trage den Magen David sehr offen. Ich habe als Teenager auch Jugendarbeit gemacht, da gab es dann immer T-Shirts für irgendwelche Ferienfreizeiten, fürs Jugendzentrum, wo groß der Name drauf stand in hebräischen Buchstaben, auch der Staat Israel. Das habe ich immer getan und tue das weiterhin. Ich trage den Magen David jetzt nicht jeden Tag, es kommt auf das Outfit an. Aber es gab bisher keine Arbeitsstätte oder keinen Freund, der nicht wusste, dass ich jüdisch bin.

R. A.: Ich kann z.B. hier meistens den Schabbat halten. Immer eigentlich. Ich kann die Pläne so legen, wie ich möchte. Und selbst, wenn die Schüler Vortragsabend haben, zuhören kann ich ja. Allerdings muss ich dann hinlaufen.

D. K.: In meiner Tätigkeit habe ich gar nichts mit Juden zu tun. Ab und zu trifft man sich, dann ist man am Theater: Ah, du bist auch einer! Oder so. Dann fällt man sich ja nicht wie Brüder in die Arme und denkt, ist das toll, dass es dich gibt. Man bemerkt es so.

M. M.: Ich bin so selbstverständlich jüdisch aufgewachsen, was sicher für wenige Menschen meines Alters zutrifft. Meine Eltern sind auch Berliner, sie waren zwar zwischendurch weg, aber sie sind auch Berliner, sodass es für sie keine Fremde hier war. Ich bin hier in den normalen Kindergarten gegangen, einen jüdischen Kindergarten gab es noch nicht. Jedenfalls wurde er gerade erst gegründet. Und für meine Eltern stand es nicht zur Debatte, dass ich extra in die Stadt fahre, wo wir doch im Grünen wohnen, und in einen Kindergarten, Betonung auf Garten, gehe. Dann gehe ich in die normale Bezirksgrundschule, später auf das französische Gymnasium, wie alle meine Geschwister. Dort war ich dann auch nicht mehr die einzige Jüdin in der Klasse, sondern wir waren mal drei, mal vier. Und das Verrückte war, wir haben unser Judentum alle unterschiedlich gelebt.

T. A.: Meine Identität ist nicht ganz fest formuliert, aber sie ist schon da. Als Israelin würde ich mich immer fühlen, auch wenn ich 30 oder 40 Jahre Deutschland leben würde.

O. B.-A.: Ich bin mit deutscher Kultur aufgewachsen. Mit deutscher Kultur meine ich musikalische Kultur.

Ich bin mit klassischer Musik von deutschen Komponisten aufgewachsen, insbesondere von Brahms, Bach, Beethoven, Mahler, Wagner. Strauß und Wagner zählen auch dazu. Mich hat immer die deutsche Sprache und die deutsche Musik fasziniert. Das ist überhaupt kein Thema für mich.

T. A.: Viele Israelis suchen hier vielleicht nach einer anderen Version von Identität. Oder Kultur. Sie möchten diese Basis von Hebräisch und israelischer Kultur weiterleben. Aber vielleicht wollen sie ja sehen, ob es möglich ist, manche Aspekte davon rauszunehmen.

H. L.: So viele Menschen haben Fragen gestellt am Anfang, über den Holocaust, über meine Familie. Ich wollte nicht die ganze Zeit vor Menschen sein, nur die Juden, ihre Familie. Ich wollte nicht so sein, ich wollte auch Hagar sein. Ich glaube, das ist die beste Methode, um sich mit diesen Themen auseinanderzusetzen. Wirklich darüber zu sprechen. Und das passiert hier in Berlin und in Deutschland.

L. K.: Die Aggressivität und das Aggressionspotenzial und die Hemmschwelle, sich offen antisemitisch zu äußern, gesunken ist. Und zwar seit den Pro-Gaza-/ Anti-Israel-Demonstrationen 2014. Es gab immer anti-israelische Demonstrationen, auf denen oft ekelhafte Sachen gegen Israel gesagt wurden. Aber dass Sprüche wie: "Jude, Jude, feiges Schwein, komm heraus und kämpf allein!" gesagt wurden, und gar nicht mehr so getan wurde, als würde man einen Unterschied zwischen Israel und den Juden machen, sondern dass es gleichgesetzt wurde. Und dass bei einer Anti-Israel-Demo ganz platt antisemitische Sachen gesagt wurden, das ist 2014 eine Neuigkeit gewesen.

R. R.: Es gibt keinen Juden in Deutschland, der nicht schon etwas erlebt hat.

K. G.: Vor fünf Jahren hat einer bei mir an meiner neuen Adresse bei meinem Auto "Saujude" im Schnee draufgekratzt. Das habe ich der Polizei gemeldet, aber mehr auch nicht.

N. B.: Wir haben dann unser Camp zusammengelegt und ein Bier zusammen getrunken und dann hat der eine Typ angefangen, Verschwörungstheorien rauszuhauen: Die Juden haben die Weltmacht, die kontrollieren alles, die Medien, das Geld, die machen alles. Die bespitzeln uns usw. Ich bin dann ziemlich wütend geworden, (lacht) habe das Camp dann abgebrochen.

B. S.: Oft denke ich, wie stelle ich mir Deutschland vor für meine Kinder. Sollen die sich auch verstecken? Dürfen die keine Mesusa an ihrer Tür haben? Oder den Davidstern tragen, wenn sie es möchten?

T. A.: Ich hätte meine Kinder gerne als Weltbürger, als offene und liberale Bürger erzogen.

H. L.: Am Anfang fragten mich alle, warum hast du so einen Akzent, woher kommst du?

Am Anfang bin ich immer die Jüdin oder die Israelin.

Wenn die Schüler wöchentlich zu unseren Aktivitäten kommen, merkt man wirklich diesen Prozess. Nach ein paar Wochen oder ein paar Monaten bin ich Hagar. Dann ist das kein Thema mehr. Dann sprechen wir nicht mehr über Israel oder das Judentum. Ab und zu, wenn es einen Feiertag gibt oder sie etwas in den Nachrichten gehört haben. Aber ich versuche, Normalität zu erschaffen. Dass wir in einem Raum arbeiten können, obwohl wir so anders sind. Das ist kein Thema.

S. B.: Wenn man sich meine Familie, die ja groß ist, so anschaut, wir sind so viele und alle aus einer jüdischen Familie, es gibt nicht einen einzigen, der dem anderen gleicht. Wenn man von den "Juden" gesprochen hat, wusste ich nie, wen meint man jetzt wirklich. Meine Schwester? Mich? Eine ist pünktlich, die andere nicht. Eine ist ordentlich, die andere nicht.

Das ist alles so bescheuert in Wirklichkeit, was wir Menschen für Schubfächer brauchen.

Mischpoke

N. P.: Familie ist sehr wichtig beim Judentum. Das wird dir auch jeder Jude erzählen, egal ob gläubig oder nicht.

S. T.-K.: Dann hatte ich einen Bruder, nur der Bruder hatte eben einen anderen Vater. Und der war furchtbar, der war furchtbar. Ganz ehrlich, dafür kann er aber nichts. Er schimpfte immer und mich störte das gar nicht. Er war ein staatenloser Rumäne, den meine Mutter aufgegabelt hatte.

M. M.: Meine Eltern kannten sich schon immer, aus Berlin. Weil meine Großeltern weitläufig miteinander verwandt waren, aber in Berlin drei Kilometer voneinander entfernt lebten. Meine Großmutter, die schon mehrere Generationen in Berlin war, eine geborene Bentheim, und die Bentheims haben Vorfahren in Magdeburg oder Halle? Nein, in Magdeburg.

A. G.: Meine Mutter ist die Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde in Dresden.

S. N.: Ich habe zwei Kinder: einer ist Rabbiner in Dresden und der andere ist Rechtsanwalt in Berlin.

W. B.: Mein Vater war Holzkaufmann, also Großkaufmann und hat sehr viel mit deutschen Firmen zu tun gehabt.

E. D.: Mein Opa hatte ja, auch wirklich so der Klassiker, ein Geschäft 'Mieder und Trikotagen'. Ein Kurzwaren- und Trikotagengeschäft.

Er stammte ursprünglich aus Polen, das habe ich aber spannenderweise erst vor Kurzem erfahren.

A. G.: Meine Mutter ist in Berlin geboren, ist aber mit zwei Jahren nach Dresden gezogen und dort aufgewachsen und ist echte Dresdnerin, mein Vater kommt aus Spremberg.

L. K.: Es ist hauptsächlich ein polnischer Hintergrund. Es hat dann oft sozusagen den Besitzer gewechselt, welche Regierung gerade an der Macht war und aus welchem Land das kam. Aber es ist größtenteils Ost-/Mitteleuropa.

Und über verschiedene Wege ist man dann nach Deutschland gekommen.

S. T.: Bei meiner Familie ist es so: Soweit ich zurückschauen kann, jedenfalls drei Generationen zurück, gibt es auch drei Migrationen. Meine Großeltern von beiden Seiten kommen von der Balkanhalbinsel, die meisten aus der Stadt Thessaloniki, sind während der Nazizeit in die Türkei geflohen. Meine Eltern wurden dann beide in Istanbul geboren.

T. A.: Direkt zu Deutschland gibt es in meiner Familie keine Verbindung. Aber meine Vorfahren sind aus Polen. Und natürlich ist auf beiden Seiten der Familie die Mehrheit im Holocaust umgebracht worden, sagt man das so?

Y. T.: Meine Familie, Familie Teichtal, war über 600 Jahre lang dokumentiert in Deutschland. Und Anfang des letzten Jahrhunderts ging man teilweise nach Polen. Mein Urgroßvater war der Oberrabbiner einer Stadt in der Tschechoslowakei, Piestany. Von dort kamen große Tora-Gelehrte und viele bekannte Persönlichkeiten. Er hat viele Bücher geschrieben. Und von dort aus wurde er 1944 nach Auschwitz verschleppt. 63 Mitglieder der Familie Teichtal wurden im Holocaust ermordet. Aber sein Sohn, mein Opa, Chaim Menachem Teichtal, hat überlebt.

R. R.: Meine Großeltern und mein Onkel waren versteckt. Die Eltern sind deportiert worden. Der Bruder meiner Großmutter konnte in die USA emigrieren. Wie viele Verwandte noch verstorben sind, weiß man nicht.

G. B.: Meine Kindheit hat eigentlich im sechsten Lebensjahr aufgehört, als wir den Onkel verstecken mussten.

W. B.: Mein Vater wollte damals, es war Ende Oktober, Anfang November, nicht fahren, meine Mutter stammt aus Tiraspol und aus Odessa. Im Krieg haben sie damals geheiratet, in Russland. Dann kamen sie nach Polen. Sie sagte, komm, wir fahren nach Russland, mein Bruder ist da.

Mein Vater sagte, nein, ich will nicht fahren, jetzt im Winter, mit den Kindern, wo sollen wir hinfahren? Ich kenne die Deutschen, die werden uns Waggonen geben, dann werden wir im Frühling rüberfahren.

Nachdem aber das geschehen ist mit der Gestapo, haben wir am Montag um 8 Uhr früh die Sachen gepackt, rein in den Zug am Kalischer Bahnhof in Lodz und sind nach Warschau gefahren. Als wir in Warschau ankamen, war alles zerkloppt. Nur Kamine standen noch, Warschau hat gar nicht mehr existiert.

Und von da aus fuhren wir an die Grenze.

L. G.: Meine Großmutter war in Treblinka, aber nur drei Tage. Sie kam raus, weil sie gut Deutsch konnte und sie immer beteuert hat, dass sie eine Deutsche ist.

Auch vom Aussehen, ich frage mich, wie sie das geschafft hat. Wenn man ihr ins Gesicht schaute, der Ponim war richtig so, alles! Jüdischer gehts gar nicht.

B. R.: Meine Großeltern mütterlicherseits sind lebendig begraben, in einem kleinen ukrainischen Shtetl. Und die väterlicherseits sind verschwunden.

K. G.: Mir wurde damals gesagt, die wären in Auschwitz umgekommen. Das war aber nicht der Fall. Die sind in Sobibor umgekommen.

D. K.: Man hat sich ja gegenüber Kindern nicht getraut, darüber zu reden. Mir ist es dann immer nur so aufgefallen, ich habe immer seine Nummer gesehen, 5566B.

D. Km.: HaSh'erot HaPleta, die Übriggebliebenen. Also, durch Zufall. Sie waren Häftlinge in Buchenwald, einige. Andere in einem Außenlager, sie wurden auf Todesmärsche geschickt, sind auf dem Todesmarsch abgehauen in den Wald und hatten Glück, nicht erschossen zu werden. So einfach.

S. G.: Diese mittlere Schwester war mit mir sehr böse, dass ich in das Land der Mörder zurückgehe. Sie hat das überhaupt nicht verstanden. Sie hat dann ungefähr 15 Jahre den Kontakt zu mir abgebrochen. Und meine große Schwester, die war 16 Jahre älter, hätte niemals deutschen Boden betreten.

E. K.: Was aber meine Kleinstkindheit bis zu ihrem Tod bestimmt hat, war diese Erfahrung aus Schoa und auch dem Konflikt, hier zu sein, hier gelandet zu sein und nicht weggekommen zu sein. Sie hat den Versuch unternommen, in den 50ern, nach Israel auszuwandern und das ist gescheitert an der Tatsache, dass sie Geigerin war.

D. K.: Es ist kein Zuckerschlecken mit einem Holocaust-Überlebenden, den als Vater zu haben.

V. A.: Ich komme aus einer Istanbul jüdischen Community. Wir haben das Holocaust-Thema nicht in den Alltag integriert. Zwar wusste man davon, aber es war ferne Geschichte. Es gab keine individuelle Betroffenheit, was Holocaust betrifft.

Ich komme auch aus einer liberalen jüdischen Familie, es gab auch keine Deutschfeindlichkeit.

E. D.: Es war ja nicht nur das Problem, dass man für alte Nazis gespielt hat, sondern man hatte auch alte Nazis als Kollegen. Und da ist mein Vater auch ein paar Mal böse angeeckt, wo es dann auch Auseinandersetzungen gab.

M. M.: Ich bin als Jugendliche mit 14, also Anfang der 70er Jahre, mit den französischen jüdischen Jugendreisen auf Machaneh gewesen und es war furchtbar!

- Ja.

Ja, ich hatte eine israelische Madricha, Jael. Die sagte: Was, du lebst in Deutschland, wie kann das sein? Und machte mich dafür verantwortlich, dass meine Eltern in Deutschland leben.

N. B.: Ich weiß nicht genau, wie die Reaktion in der Familie darauf war, dass meine Oma dann nach Deutschland gezogen ist.

T. A.: Mein Mann heißt Olaf Kühnemann und dadurch kann man schon hören, dass er deutsche Wurzeln hat. Mehr als Wurzeln, seine beiden Eltern sind Deutsche. Und auch keine Juden. Als er vier Jahre alt war, hat sich seine Mutter in einen israelischen Mann verliebt und hat ihn dann geheiratet und sie sind alle nach Israel gezogen.

S. T.: Mein Vater kam nach Deutschland, direkt in die 60er Jahre, in die linke Hippie-Bewegung Westberlins und wurde Kommunist. Meine Mutter wiederum kommt aus einer verarmten Schächter-Familie, fünf Kinder, sechs sogar, ich glaube, eins ist gestorben. Sie kam als typische Gastarbeiterin nach Berlin und hat bei Telefunken am Laufband als Arbeitsdrohne gearbeitet, mit anderen türkischen Frauen, und auch mit ihnen im Arbeiterwohnheim gewohnt. Und geriet aber auch in diese linke Bewegung. Und beide Elternteile traten in die türkische Kommunistische Partei ein.

A. G.: Ich würde sagen, der jüdische Hintergrund hat damals weniger eine Rolle gespielt. Wichtiger war, dass der Familienhintergrund ein antifaschistischer auch immer war. Mein Großvater war Kommunist und hat Sachsenhausen überlebt.

E. K.: Ich komme aus einer komischen Familie. Mein Vater kommt aus einer ganz streng katholischen Familie. Das ist der wirklich religiöse Teil.

R. A.: Meine Mutter ist zwar überhaupt nicht religiös, aber sie hat immer, das streitet sie inzwischen ab, diese Welt des Shtetl so verherrlicht, als ich Kind war. Oder ich habe das so verstanden, es ist ja auch ein Geben und Nehmen. Jedenfalls, auch wenn wir in Paris waren, sagte meine Mutter: Das ist die alte aschkenasische Tradition der Bäckerei! Und dann dachte ich als Kind immer: toll, toll!

B. R.: Mein Vater hat Revolutionen erlebt, alle Kriege. Meine Mutter auch, aber die hatten Angst vor der Religion. Soweit ich mich erinnere.
Die Muttersprache meiner Eltern war Jiddisch. Meine Mutter hat bis 14 nur Jiddisch und Ukrainisch gesprochen.

A. K.: Meine Oma war eine streng religiöse Frau. Und als ich ab und zu als Kind gefragt hatte, Babuschka, Oma, kannst du mir die hebräischen Buchstaben zeigen, denn im Jiddischen schreibt man auch mit hebräischen Buchstaben, sagte sie: Geh weg! Immer wieder genau dieselbe Reaktion: Geh weg! Als ich groß war, konnte ich verstehen, warum sie so reagierte. Sie hat Angst gehabt.

G. B.: Das Schlimmste, was passieren konnte: Der Bub lernt Jiddisch.
Für sie war Judentum sehr ambivalent besetzt.

W. B.: Mit den Eltern Jiddisch, mit den Kindern untereinander Polnisch. Bis heute, also, wer noch da ist, wer noch reden kann natürlich.

S.G.: In Berlin haben wir Deutsch gesprochen. Und in Melbourne hat meine Mutter nie wirklich Englisch gelernt. Ich habe nie aufgehört, Deutsch zu sprechen. Aber im Alter von 20 hatte ich das Vokabular einer Zwölfjährigen.

R. Y.: Meine Eltern sind in Israel. Obwohl das ein sehr gutes Leben war in Usbekistan. Wir haben immer darauf gewartet, dass die Türen sich öffnen, um aus der damaligen Sowjetunion nach Israel zu gehen.

B. R.: Die Familie ist total zerstreut, leider. Mein Neffe, der Sohn meiner Schwester, lebt in Neuseeland. Als Professor ist er dort tätig. Meine Schwester lebt in Israel, wir sind eine kleine Familie.

B. S.: Mein Vater ist auch Israeli, er ist in Israel geboren. Seine Eltern stammen aus Rumänien. Die Eltern meine Mutter stammen aus der Sowjetunion, heute die Ukraine, aus der Stadt Odessa am Schwarzen Meer. Und die kamen Anfang der 70er nach Israel.

H. L.: Die Familie meiner Mutter kommt aus dem Irak. Sie versteht Arabisch. Meine Mutter und ich können Small Talk machen und viel verstehen. Aber natürlich keine komplizierten Diskussionen. Aber das ist schon etwas.

B. A.: Mein Vater ist zwar muslimisch aufgewachsen. Sein Vater war Muslim, aber seine Mutter war Jüdin. Meine Großmutter zog als Jüdin freiwillig in den Gazastreifen um, zu ihrem Ehemann, aber das hat sie nie gestört. Religion war damals absolut kein Problem. Meine Großmutter hat bis 2009 im Gazastreifen gelebt. Sie ist dort an Altersschwäche gestorben, sie wurde 106 Jahre alt.

L. G.: Sie hatte so einen Tick, so ein Zucken. Und sie hat auch nie erzählt, was sie gesehen hat, sie sagte: Das brauchst du gar nicht, leb dein Leben, lass uns fröhlich sein. Es geht immer weiter, merk dir eine Sache, wenn du glücklich sein willst: Nichts bleibt so, wie es ist im Leben, alles verändert sich! Wenn du das nicht realisierst, wirst du nicht glücklich sein. Immer mit Simche! Oma war immer das Fundament von Glück und Fröhlichkeit.

S. G.: Meine Mutter hatte immer die Haltung, ihre Kinder müssen das machen, was sie für richtig halten.

Religion

S. N.: Was gut ist im Judentum: Jeder macht mit sich selber aus, was man machen möchte oder nicht und wie man es machen möchte.

R. R.: Meine Mutter ist jüdisch, mein Vater nicht. Es geht bei uns nach der Mutter, d.h., ich bin jüdisch.

D. K.: Das ist ein Verein, aus dem du nicht mehr austreten kannst.

R. Y.: Es gibt zwei verschiedene Richtungen, eine Richtung ist die aschkenasische, das sind die damaligen Juden aus Europa, Frankreich, Deutschland und Polen. Diese Juden heißen aschkenasische Juden. Heute nennt man alle europäischen Juden aschkenasische Juden.

Dann gibt es die Juden, die damals in Spanien waren. Das sind die sephardischen Juden, weil Spanien auf Hebräisch "Sepharad" heißt. Und Deutschland heißt auf Hebräisch "Aschkenas".

N. P.: Die Gemeinschaft bedeutet für mich auch, dass, wenn ich reise, immer eine jüdische Gemeinschaft finde, an vielen Orten der Welt, wo man einfach hingehen kann.

R. Y.: Die aschkenasische Tora sieht wie eine Rolle aus. Das ist die aschkenasische. Es sieht wie eine Rolle aus, wie Sie hier sehen, von zwei Seiten. Da kommt ein schöner Mantel drauf und es gibt auch eine silberne Krone.

Das ist so eine Box, sie ist aus Gold und Silber gemacht.

Wir sehen: das goldene Jerusalem, die zwölf Stämme des Volkes Israel, und die ganze Rolle ist da drinnen.

Y. T.: Ich habe eine doppelte Funktion. Ich bin einmal Gemeinderabbiner der Jüdischen Gemeinde zu Berlin. Bis vor kurzem war noch ein Rabbiner hier, der in Rente gegangen ist. Von den aschkenasischen Juden bin ich jetzt der einzige orthodoxe Gemeinderabbiner der Jüdischen Gemeinde zu Berlin.

Es gibt auch einen sephardischen Rabbiner, wir haben engen Kontakt.

Nichtsdestotrotz hat sich vor 20 Jahren Chabad hier etabliert.

Auf Einladung der Jüdischen Gemeinde, um das jüdische Leben aufzubauen.

Insbesondere legen wir Wert auf die Freude, das Aktive, das Offene, das Transparente im Judentum.

Was bedeutet Chabad? Chabad kommt von drei Wörtern, Chochma, Bina und Daat, bedeutet: das Konzept, das Verständnis, die Verbindung. Die Idee ist, immer zu verstehen, was wir tun.

Wir sagen, wir sind nicht orthodox, nicht liberal, wir sind nur Menschen. Aber Menschen wollen Kategorien haben. Sind sie jetzt doch teilweise orthodox oder doch liberal? Die Rabbiner sind selber traditionell, orthodox, aber offen.

Häufig sind orthodoxe Kreise geschlossen. Man muss eine bestimmte Erweiterung haben, um teilzunehmen, muss man ein bestimmtes Niveau praktizieren. Wenn nicht, gibt es keinen Platz.

Bei Chabad ist das nicht so. Jeder Mensch darf teilnehmen, jeder Mensch kann kommen. Jeder Mensch ist respektiert.

Nehmen wir als Beispiel jemanden, der homosexuell ist. Er hat genauso einen Platz in der Synagoge wie jeder andere. D.h. nicht, dass die Bibel oder die Tradition oder die Religion das akzeptiert, es heißt aber, jeder ist respektiert. Erst mal als Mensch, wir sind alle Menschen. Wir werden alle respektieren, für das, was wir sind.

B. R.: Viele fragen mich, welche Synagoge ich besuche. Ich sage, ich besuche eine orthodoxe Synagoge. Zum Glück haben wir in Berlin verschiedene Synagogen für jeden Geschmack.

Die Leute wundern sich und sagen, du siehst aber nicht wie ein Orthodoxer aus. Ich bin kein Orthodoxer, aber ich bin den Orthodoxen dankbar, weil, das ist meine Überzeugung, dank ihnen haben wir unser Judentum. Bis heute.

R. Y.: Wir sagen nicht, sie sollen das so machen. Wir versuchen, dass jeder seinen eigenen Ritus betet.

Mit der Synagoge ist es genauso wie beim Essen. Man kann den Menschen nicht zwingen, etwas zu essen, was er nicht will.

M. M.: Wir waren Pestalozzistraßengänger, also ganz wichtig. Die Pestalozzistraße war für mich wie meine zweite Heimat. Aber viel schlimmer noch, eigentlich war es mein Schloss. Denn Estrongo Nachama hat jedes Mal, wenn ich am Freitagabend zum Kiddusch-Wein trinken die drei Stufen hochkletterte, zur Bima sozusagen, mich hochgehoben und gesagt: Meine Kaiserin!

Wenn man das mit einem zwei- bis vierjährigen Mädchen oft genug macht, dann prägt sich das auch ein. Es gibt auch beobachtende Therapeuten, die sagen, ja, du hast etwas davon zurückbehalten, du fühlst dich ab und an mal wie die Kaiserin.

B. R.: Die Entwicklung in der Berliner Gemeinde ist sehr interessant und spannend.

S. T.: Aber das war so schwer damals, hier zu praktizieren Mitte der 90er. Jetzt ist es anders, aber da war es wirklich sehr schwer. Es war schwer, einen jüdischen Mann zu finden in der Zeit. Die Praxis war schwer, es gab keine koscheren Geschäfte usw.

B. R.: Die neue Generation ist gekommen, neue junge Leute. Ich habe die Möglichkeit, die Gemeinde zu vergleichen: 1990 und 2016, das ist wie Tag und Nacht.

E. K.: Berlin war damals aus vielen Gründen interessant, dadurch, dass es mehr als eine Gemeinde gab. Es gab die ersten Anfänge, dass man etwas anderes wollte. Diese egalitären, also gleichberechtigten Versuche, in denen auch Mädchen oder Frauen Tora lesen oder einen Teil des Gottesdienstes machen dürfen, die sind Anfang der 90er Jahre so langsam entstanden.

R. R.: In Berlin ist das ja so eine Frage. In Köln geht man in die Einheitsgemeinde, wo ich groß geworden bin.

N. P.: Wir haben einen Rabbiner, der regelmäßig kommt. Der ist nicht jeden Freitag da. Der kommt zu uns, weil er orthodox ist, und unsere Synagoge orthodox-kompatibel ist. Wir sind eine konservative Synagoge, Männer und Frauen sitzen getrennt voneinander. Das ist dann eher orthodox. Aber wir haben keine Trennwand dazwischen. Das wäre richtig orthodox. Also, die sitzen in Sichtweite, sie können sich zuwinken. Partner können fast nebeneinander sitzen, mit einem Gang dazwischen. Wir haben aber nur Männer auf der Bima, der Bühne, wo die Tora liegt. Männer werden auch nur zur Tora aufgerufen. Kantoren sind nur Männer und der Rabbiner ist auch nur ein Mann.

S. T.: Ich nenne diese Synagoge ganz gerne eine Hybrid-Synagoge. Weil sie sich eigentlich gar nicht so festnageln lässt, in welche Richtung sie gehört: reform, orthodox, konservadox, reformox, keine Ahnung. Und das ist das Schöne an dieser Synagoge.

G. B.: Und dann wollten meine verstorbene Frau und andere endlich in ihrer Würde als Frau in der Synagoge gesehen werden. Und wir begannen einen egalitären Minjan. Einmal im Monat im Gemeindehaus, immer unter dem Dach der großen Gemeinde, niemals ausscheren.

S. G.: Ein Jahr später wurde die Neue Synagoge neu eingeweiht, nachdem sie eigentlich als Museum aufgebaut war, aber doch einen Gebetraum im dritten Stock hatte. Und mein Traum war ja, dass wir den bekommen.

Inzwischen hatte ich gehört, dass auch im Westen in der Fasanenstraße sich ein egalitärer Minjan gegründet hatte. Sodass dann im Laufe von wenigen Wochen der lernende Minjan zu einem wurde, unter der Führung von Mirjam Rosengarten, weil sie in einer orthodoxen Familie in Israel aufgewachsen war, sie kannte sich am allerbesten aus.

E. K.: Dass es gebildete jüdische Frauen gegeben hat, und dass sie auch halachisch gebildet waren, das ist keine Frage.

G. B.: Wir wurden gehandelt als die Synagoge der Schwulen und Lesben, weil bei uns auch solche waren. Wir sind keine Schwulen- und Lesbensynagoge, aber bei uns hat jeder unabhängig von seiner sexuellen Ausrichtung seinen Platz, ohne dass etwas hinterfragt wird.

Und wo die Frauen an der Tora herummachen. Das war die Form, wie wir in dieser Zeit in der Gemeinde gehandelt wurden.

Dann ist Avital als Kantorin gekommen und hat einen tollen Vertrag bekommen.

V. A.: Ich kann mich erinnern, dass die Großeltern schon viel frommer waren als meine Eltern. Ich weiß, dass es Großeltern gab, die darauf geachtet haben, dass Fleischiges und Milchiges getrennt wird. Ich habe schon gehört, dass es eine solche Trennung gibt.

Koscheres Fleisch gab es. Meine Mutter hat immer koscheres Fleisch gekauft, wenn sie Qualität haben wollte. Es war klar: Das beste Fleisch war vom koscheren Fleischer. Und zu Festtagen hat sie koscheres Fleisch gekauft. Oder aber das koschere Huhn, das war das beste Bauernhuhn.

Unser Verhältnis zu koscher war eher Qualität als Religiosität.

Das meine ich mit liberal.

L. G.: Das Wort "Maschgiach" kommt aus dem Hebräischen: Haschgacha, die Aufsicht.

Er ist die Vertrauensperson des Rabbiners. Der Rabbiner müsste eigentlich hier sein, aber da er nicht überall sein kann, hat er verschiedene Personen, die er dort einsetzt, wo er sein sollte. Die in seinem Namen, er vergibt einen Stempel, der Hechscher, so heißt der Stempel, der symbolisiert, dass bestimmte Sachen, die er auch kontrolliert hat, mit mir zusammen, auch koscher sind. Und Maschgiach ist immer eine Sache, die vom Rabbiner kommt. Der Rabbiner bestimmt, wer Maschgiach ist. Das bedeutet, wenn er hier im Hotel anrufen würde und sagen würde, der ist nicht mehr mein Maschgiach, ich schicke einen neuen, dann muss ich hier den Vertrag kündigen.

G. B.: Im Gegensatz zu Teilen der Orthodoxie, man muss da auch vorsichtig sein: So sehr die strengen Regeln im synagogalen Raum selbstverständlich für uns alle verbindlich sind, so wenig wird jemand in den Kochtopf oder ins Bett des anderen schauen.

R. A.: Wenn man am Schabbat wenigstens eine Mizwa befolgt, muss das nicht gleich heißen, dass man alle befolgen muss. Und wenn man weiß, dass man es eh nicht schafft, alle zu befolgen, dass man dann gar keine befolgt. Sie können also ruhig Kerzen zünden und danach noch Wäsche waschen.

N. B.: Da haben wir sogar jeden Freitag Schabbat gefeiert.

E. D.: Wir waren beim Schabbat-Essen, da musste ich dann auch die Kerzen zünden. Ich habe das doch schon lange nicht mehr gemacht. Da musste ich eine Sekunde länger nachdenken, (lacht) wie das Gebet, die Bracha, geht.

L. K.: Pessach finde ich sinnvoll, deshalb mag ich Pessach auch sehr gerne, weil es vom Prinzip her ein historischer Feiertag ist. Zwar religiös unterlegt und mit religiösen Gebräuchen, aber an sich feiert man den Auszug aus Ägypten und dadurch ein historisch wichtiges Ereignis. Deswegen gefällt er mir auch so gut und deshalb ist es sinnvoll, dass man, um sich daran zu erinnern, alles, was darum herum geschehen ist, acht Tage lang kein gesäuertes Brot isst.

Was es jetzt damit zu tun hat, dass ich vom Prinzip auch kein Kaugummi essen würde, an dem ein Mehlderivat dran sein könnte, und dass ich, wenn ich mich orthodox streng daran halten würde, diesen Kaugummi nicht essen dürfte, finde ich, mit Verlaub, bescheuert. Dementsprechend esse ich Kaugummi, aber kein gesäuertes Brot, weil es für mich sinnvoll ist, das ist einfach logisch. Man soll sich daran erinnern und entsprechend ändert man etwas in seinem alltäglichen Leben, um diese Erinnerung aufrecht zu halten, das ist sinnvoll. Wenn man sich nicht streng orthodox an alles hält, kann man ein bisschen damit spielen und seinen eigenen Sinn darin sehen.

E. K.: Die Megilla ist das, was zu Purim verlesen wird. Und bei der Megilla ist eine Besonderheit, dass sie zwar in den Kanon hineingehört, aber dass sie zugleich, anders als bei allen anderen Werken, nicht einmal den Namen Gottes erwähnt.

L. G.: Das Judentum ist so reell, die lebende Religion auf dieser Welt. Wir wollen hier glücklich sein und versuchen, zu verstehen, was passiert hier. Wir leben nicht hier, um uns zu fragen, was ist nach dem Tod?

Zusammen

S. A.: Ich bin vor zweieinhalb Jahren mit meiner Familie nach Deutschland gekommen. Als wir in Deutschland angekommen sind, wohnten wir in einem Wohnheim in Marienfelde. Als wir hierher kamen, wussten wir gar nicht, wo wir wohnen oder bleiben sollen. Aber meine Tante hat alles erklärt und gemacht und vorbereitet. Wir kamen vom Flughafen und unsere Wohnungen war für uns bereit, reserviert eigentlich. Ich lebe dort, weil das der erste Platz ist, wo ich war. Und auch die erste Wohnung. Obwohl es eine kleine Wohnung ist, mag ich diese Wohnung sehr. Es ist der erste Platz, an dem ich hier in Deutschland gewohnt habe.

B. R.: e, ja, es gibt ein Kontingent an Flüchtlingen, ihr könntet hier bleiben. Aber wie bleiben? Er sagte, pass mal auf, ich hole euch morgen ab. Und ich bringe euch ins Lager, damals in der amerikanischen Zone in Marienfelde.

G. B.: Die Security dort ist exzellent. Es sind im Wesentlichen Palästinenser und Araber, die in Berlin wohnen. Und die sehr strikt sind, aber sobald es einen Konflikt gibt, ausgleichend reingehen. Und der palästinensische Securitymann, als wir reinkommen, umarmt die Rabbinerin. (lacht) Ich hab gar nicht gewusst, was da los ist.

T. A.: Unsere Kinder sind in die Heinrich-Zille-Grundschule gegangen. Dort gibt es mehr als 50 % muslimische Kinder. Und das fanden wir ganz nett, ganz toll, weil es in Israel nicht so einfach möglich ist, zusammen zu lernen und zusammen zu leben.

R. S.: Ich kann nicht sagen, dass die Palästinenser gegen die Juden sind. Das macht keinen Sinn, ich bin halb Palästinenser. Meine Eltern sind Christen. Meine Eltern sind gegen Israel, nicht gegen die Juden. Und diese Punkte waren schwer für mich am Anfang. Und ich wollte etwas ändern an diesen Wörtern, wenn wir sie auf Arabisch übersetzen. Wenn wir ein Projekt für die Jugend machen, müssen sie auch wissen, dass es einen Unterschied gibt zwischen Israel und den Juden. Und zwischen Palästina, den Palästinensern und dem Islam. Nicht alle Palästinenser sind Muslime, und nicht alle Israelis stehen rechts.

S. A.: Als unser Nachbar bei uns war, dieser israelische Mann, wollten wir ein Foto machen, aber meine Mutter wollte nicht. Und ich fragte, warum willst du nicht? Er ist sehr nett. Ja, ich weiß, er ist sehr nett, er hat uns geholfen. Aber ich will nicht, dass meine Verwandten, meine Familie, meine Freunde diese Fotos auf Facebook sehen.

A. G.: Heute ist es eher so, die meisten kennen keine Juden. Das ist für sie eine totale Blackbox. Und wenn sie jüdisch hören, dann denken sie Israel. Weil das das einzige in ihren Köpfen ist, was ein als jüdisch erlebbarer Akteur ist.

S. T.: Ein anderes Mal hatte ich einen Auftritt in einer Schule, in einer Grundschule in Kreuzberg. Wo gefühlt 99 % der Kinder palästinensischen Hintergrund hatten. Da war am Anfang eine leichte Zurückhaltung zu spüren. In dem Stück spielte auch noch ein Schwein mit, namens Babette, und die Reaktion am Anfang war, das war interessant, bei den palästinensischen Kindern genau dieselbe Reaktion wie bei den jüdischen Kindern in einer orthodoxen Grundschule, und zwar: Iiihhh, igitt, ein Schwein, igitt! Aber am Ende der Show war es bei beiden, bei den palästinensischen wie auch bei den jüdisch-orthodoxen Kindern, das Gleiche: Alle wollten das Schwein streicheln.

N. B.-P.: Eigentlich ist es so gewesen: Diese Musik ist mir nicht unvertraut, weil einerseits hat man, selbst ja, wo ich aufgewachsen bin, in Pankow, immer wieder auf Rias Berlin die Übertragung der Schabbatfeier gehört.

Die Musik war mir auch von Zuhause bekannt, wir hatten das auf Schallplatte, einige Sachen, die auch in Tschechien aufgezeichnet worden waren. Und hatten auch, was so häufig nicht ist bei den wenigen jüdischen Berlinern, die da gewohnt haben, im Freundeskreis und auch im Umfeld der Familie jüdische Familien. Die, wie so viele im Osten, das nicht sehr streng praktizierten, häufig sogar eher einen ideologischen Hintergrund hatten, der dem System nahe war, aber Jüdischsein doch immer als ein Thema hatten.

Unsere Familie war z.B. auch mit Anna Seghers sehr befreundet. Für die ist das ihr Leben lang ein Thema gewesen, mit dem sie sich auch in zunehmendem Alter noch intensiv auseinandergesetzt hat. Sowohl sie, als auch ihr Mann.

Insoweit war das nicht grundsätzlich fremd.

Zum Zweiten ist es so, dass ich v. a. mit der Arbeit im Verband zwangsläufig, weil mein Gründungspräsident der jüdischen Gemeinde angehörte, häufiger auch eingeladen war zu Familienfeiern, Bar Mizwa, Bat Mizwa etc., auch zu den Feiertagen.

Und sehr schnell, v. a. durch die Besuche in der Pestalozzistraße, diese Musik als etwas Besonderes auch dann live in der Synagoge erlebt und empfunden habe, ohne sie, was den Text angeht, verstehen zu können. Aber jeder, der diese synagogale Musik hört, mit dem passiert im Regelfall etwas und er spürt, dass da etwas Heiliges stattfindet, auch wenn er es nicht erklären kann.

Dann habe ich erst genauer erfahren, was das für eine Besonderheit ist, auch dass es den Nazis fast gelungen ist, diese Musik, diese liturgische Tradition, wenn man das so sagen darf, fast effizienter auszurotten als die Juden selbst.

Es gibt eben in Deutschland nur eine Synagoge, die diese Tradition so abstrichlos noch zelebriert, die früher in allen Synagogen üblich war.

Dass unsere Geschichte überhaupt nicht denkbar ist, als eine nicht deutsch-jüdische Geschichte, das wurde mir früh vermittelt. Übrigens auch an der viel gescholtenen Schule im Osten.

Diese Themen waren für mich sehr präsent.

M. R.: Wir waren ganz lange in Mitte, in der Anklamer Straße. Und so kommen wir zum Thema im Prinzip. Wir hatten dort das Geschäft und ziemlich schnell kamen dann auch Damen rein, die ihre Perücken aufarbeiten und frisieren lassen wollten. Und so kam ich dann in Kontakt mit orthodoxem Judentum. Mir war bis zu dem Moment überhaupt nicht klar, dass viele orthodoxe Frauen Perücken tragen. Das wusste ich schlicht und ergreifend nicht und habe eine Zeit lang gebraucht, bis ich selbst begriffen habe, was das Thema dieser Perücke ist.

Oder warum jemand von außen sah, dass ich alleine im Laden bin und wieder geht, das habe ich erst später begriffen. Dass es vielleicht besser ist, wenn eine Mitarbeiterin dabei ist, eine Mitarbeiterin das macht und nicht ich.

Woher soll man als Mensch, der nicht so sozialisiert ist, wissen, wie gehe ich mit jemandem orthodoxen Glaubens um? Wie verhalte ich mich als Mann einer Frau gegenüber richtig? Oder wie darf sie sich mir gegenüber verhalten?

Was ist richtig, was ist falsch?

Woher soll man diese Information bekommen? Das bringt einem keiner bei, es gibt ja keine Internetseite "How to act right" oder so.

Ich fand es dann aber schön, dass Lizzy oder andere mir sagen konnten, so oder so sieht das aus.

Bei meinen Eltern war das total gleichberechtigt.

Wenn man dann erlebt, dass ein Ehemann so ein Mitspracherecht hat, ob der Pony mehr nach rechts oder nach links geht, ob die Enden er nach außen oder nach innen geführt sind, das war schon auch eine neue Erfahrung für mich.

E. D.: Zumal ich auch finde, das sage ich jetzt mal so ketzerisch, es auch in unserer Religion Dinge zu bekritteln gibt, wie in jeder anderen Religion auch.

Nehmen wir z.B. die Stellung der Frauen. Da wissen wir ja alle, was ist.

In dem Punkt bin ich keiner Religion nah.

H. B.: Die Frauen in der Kultur, ich finde, das ist ein Beispiel. Was die jüdische Kultur betrifft, sagen alle, dass es sehr konservativ ist, ich habe das nicht so gesehen. Ich kenne viele Frauen, die viele Kinder haben. Eine richtig gute Familie, trotzdem eine gute Karriere, gute Arbeit. Ich finde das sehr gut, wenn man beide Chancen hat. Wir leben in modernen Zeiten, das gilt auch für Frauen.

M. R.: Das habe ich auch festgestellt, dass die größte Kritik am orthodoxen Judentum von den liberalen Juden kommt. Und nicht von Christen oder anderen Menschen, die auf dem Standpunkt stehen, sollen die mal machen.

H. B.: Meine drei Kinder gehen auf die Heinz-Galinski-Schule, eine jüdische Privatschule. Unsere Kinder sind nicht die einzigen kurdischen Kinder, es waren auch vorher schon ein paar kurdische Kinder da. Jetzt gibt es drei oder vier Familien, halb Juden, halb Kurden. Es gibt nicht nur Kurden, es gibt auch Deutsche, katholische Deutsche. Ich finde, es ist eine sehr liberale und offene Schule.

Die jüdische Kultur ist nicht so fremd für mich, weil unser Dorf und das jüdische Dorf Nachbarn sind. Unsere Großeltern haben guten Kontakt zu vielen jüdischen Familien. Bis jetzt, es gibt Freundschaften. Deshalb ist die Kultur mir auch nah und nicht so fremd.

Ich habe selbst nicht so einen Glauben, ich möchte aber, dass meine Kinder mit einer Kultur aufwachsen. Ich bin Kurdin, habe aber keine religiösen Rituale. Wir haben so etwas überhaupt nicht, wir feiern nur einmal im Jahr Newroz.

L. G.: Damals gab es einen Jugendklub, der hieß Anne Frank. Ich weiß nicht, ob das bekannt ist. Da hat sich alles getroffen: Afghanen, Libanesen, Türken, alles. Und die wussten auch, wer ich bin, wir verstanden uns alle wunderbar. Ich bin mit den unterschiedlichen Mentalitäten groß geworden. D.h., wenn ich einer Mentalität begegne, dann weiß ich, wie ich mich benehmen soll. Aber das mache ich nicht, weil ich mich dazu gezwungen fühle. Sondern ich weiß, dass der Frieden zwischen uns allen nur durch Kommunikation entsteht.

Wenn ich sage, das, was ich bin, das bin ich! Und wenn der andere das nicht akzeptiert, dann will ich mit ihm nichts zu tun haben, das bringt nur Unfrieden auf die Welt.

N. P.: Wir sprechen Hebräisch auf der Straße, wenn wir mit israelischen Freunden unterwegs sind, das finde ich schön, dass man das macht, ohne sich Sorgen zu machen.

Und viele von uns, die im Alltag nicht unbedingt Kippa tragen würden, gehen mit Kippa zur Synagoge und weg von der Synagoge.

R. Y.: Und hier, wo wir mit den Muslimen arbeiten, verstehen wir uns sehr gut, wir besuchen die Moschee oder die Menschen aus der Moschee besuchen uns.

Oder von anderen Religionen.

N. B.-P.: Das sind für uns alle ganz bewegende Momente, auch motivierend für den Chor: Das Synagoga-Ensemble besteht ja zum Großteil nicht aus jüdischen Sängern. Sondern, guck an, einfach aus guten Sängern, die in diesem Ensemble eben perfekt singen und bei denen auch darauf geachtet wird, dass ihre aschkenasische Aussprache so gut ist, dass sie in Israel regelmäßig nach den Konzerten in Gespräche verwickelt werden wollten und sollten von den Kunden und Gästen, und die waren alle ganz verwirrt, kamen zu Regina und sagten: Die können nicht antworten!

Nein, das sind ja auch eine Russin, ein Weißrusse, eine Frau aus Kroatien und welche aus Cottbus.

S. N.: Es war damals auch schon ein muslimischer Student dabei, das hat mich eigentlich auch stolz gemacht, dass die muslimischen Studenten auch hierher kommen. Der war aus dem Libanon und ich fragte ihn: Du weißt, dass wir in einer jüdischen Universität sind? Wir haben Pflichtkurse wie Holocaust und jüdische Geschichte.

Und er meinte, damit habe ich überhaupt kein Problem. Jüdische Geschichte ist auch meine Geschichte.

Und der Holocaust gehört zur deutschen Geschichte, ich weiß es.

D. H.: Es gab mehrere Schlüsselereignisse, die mich zu diesen Themen gebracht haben. Wo ich das Gefühl hatte, das ist so eine Begegnung, die mich in meinem Denken ein Stück weit auch stärkt und unterstützt. Eine Person ist ein ehemaliger Schullehrer gewesen, Herr Günter Kaminski.

Später war dann aber v .a. die Begegnung mit Shlomit, die, glaube ich, auch hier vorkommt, von großer Bedeutung. Denn sie war jemand, mit der ich mich austauschen konnte, bei der ich mein Unwissen sehr unvoreingenommen auf den Tisch packen konnte.

Ich bin leidenschaftlicher Fußballspieler und Fußballgucker. Ich bin Fan vom türkischen Fußballklub Fenerbahce und spiele selbst in meiner Freizeit in Berlin bei TuS Makkabi Fußball. Ich bin Stürmer und habe in der letzten Saison mehr Tore allein geschossen als der Rest der Mannschaft zusammen.

L. K.: Mittlerweile sind wir, der Begriff ist aus der Mode gekommen, ein Multikulti-Team.

Das erste Spiel war ein Auswärtsspiel, alles lief gut.

Das zweite Spiel in der Saison, das wir als Team hatten, war ein Heimspiel gegen Meteor, und da kam es in der 60. Minute zu einer Schlägerei zwischen einem der Gegenspieler und einem unserer Zuschauer.

D. H.: Ich habe mein Leben lang in Berlin Fußball gespielt. Hin und wieder, natürlich auch mit längeren Pausen.

Ich habe so etwas oft erlebt, ich möchte es gar nicht herunterspielen, was wir als Makkabi erlebt haben, teilweise ganz üble Geschichten, mit Angriffen, Messer ziehen, Prügeleien, jemand hat seinen Zahn verloren.

In dieser extremen Form musste ich keine Erfahrungen machen in der Vergangenheit, das war in der letzten Saison schon extrem.

Aber leider bekommt man Rassismus, Türkenfeindlichkeit oder auch Antisemitismus immer noch sehr oft im Berliner Fußball mit.

O. B.-A.: Unter Künstlern können wir uns mit anderen Menschen aus der Türkei, aus Palästina, aus Syrien, aus dem Libanon, so gut verstehen.

Es ist die Politik, die das leider alles versaut.

B. S.: Im Endeffekt sind wir alle eins, als Hiphop-Kultur. Und das war ein Milieu und eine Philosophie, die mich willkommen heißen hat, die erste, die mich und viele andere willkommen heißt und sagt:

Du bist Jude, das ist ok, und der ist Araber und das ist ok. Ihr beide tanzt und ihr beide rappt, macht das doch zusammen.

R. R.: Wenn man sich Online-Medien anguckt: Es gehört zum guten Ton, auf Minderheiten und wen auch immer einzudreschen.

Y. T.: Es ist sehr wichtig, dass wir in einer Gesellschaft wissen, dass wir alle eine Verantwortung haben. Wir sind nicht nur da, um zu sein und um zu bekommen. Die allererste Verantwortung, die wir haben, gerade jetzt in Europa, wo so viele Dinge wacklig sind, gerade jetzt ist es von enormer Bedeutung, dass jeder Mensch in dieser Gesellschaft weiß, ich bin kein Außenstehender.

H. L.: Aber manchmal können wir nur zusammen denken. Warum sind die Sachen so und was wollen wir eigentlich? Ist es so, dass alle Juden das wollen? Und alle Muslime das wollen? Ist das wirklich so oder gibt es eine Vielfalt?

S. T.-K.: Ich hoffe, dass es Ihnen Spaß macht, mir macht es unerhörten Spaß.

In einer Zeit, wo man sagt, wo geht die Menschheit hin mit ihrem Wesen, meine Art von Geschichten gibt Hoffnung. (lacht)